

Grottaferrata

Von Albert M. Ammann S. J.

Vor kurzem lag noch der weite Ladogasee vor mir, und ich fuhr das kurze Stück von vierundzwanzig Kilometern auf seinen schier unübersehbaren Wassern. Dann hörte ich den Wuoksen bei Imatra in wilder Felsenrinne rauschen, blickte nieder in seine gischtigen Wirbel, welche Baumstämme wie Zündhölzer hin und her warfen – und jetzt, nach viereinhalb Tagen, stehe ich in Rom am Endpunkt der Vicinale, die mich in die Albanerberge nach Grottaferrata bringen soll. Dabei ist trotz allem eines beiden Reisezielen gemeinsam. Valamo und Grottaferrata sind beides alte Klöster, beides sind Klöster des Basilianerordens. Es lohnt sich, beide gesehen zu haben und beide zu vergleichen.

Mit geschäftiger Geschwindigkeit durchheilt der straßenbahnähnliche Zug die Innenstadt. An der uralten Kirche »Am Bären mit dem Hut« vorbei, die der heiligen Martyrin Bibiana geweiht ist, vorbei an einem altrömischen Kuppelrundbau, durch den Bogen einer trockenliegenden Wasserleitung kommen wir nach kurzer Frist an die Porta S. Giovanni. Sie durchbricht die römische Stadtmauer, jene Mauer, die durch so viele Jahrhunderte, vor der Kaiserzeit bis zu Pius IX., ihren Dienst getan hat. Rechts grüßt der Lateran herunter, »die Mutter und das Haupt aller Kirchen des Erdkreises«. Nicht weit davon steht die Äpfis des Trikliniums Leos III., von wo der hl. Petrus geraden Blickes durch die Jahrhunderte schaut, indem er mit der Linken Karl dem Großen die Kaiserstandarte und mit der Rechten dem Papste Leo das Pallium reicht. Im Quartiere Appio, einer Schöpfung der letzten fünfzehn Jahre, die durch Ausfiedelung vieler Tausende von Menschen aus der Innenstadt entstanden ist, sieht man, wie mit sicherer Hand die kirchliche Verwaltung der staatlichen folgt. In regelmäßigen Abständen erheben sich neue, modern gebaute Kirchen, mit Sälen unter dem eigentlichen Kirchenraum, mit Büroräumen und Pfarrwohnungen, so daß die neu angesiedelten Gläubigen nicht sich selbst und allen möglichen Einflüssen überlassen bleiben. Rund vierzig neue Pfarreien hat das römische Generalvikariat in den letzten fünfzehn Jahren eingerichtet.

Dann fahren wir durch ärmliche Barackenviertel, der Acqua Marcia entlang, überqueren sie und kommen endlich in eine Gegend, die wir gewohnt sind als die römische Campagna anzuspochen. Von Zeit zu Zeit grüßt ein mittelalterlicher Wachturm herüber. Langsam steigt das Gelände an. Weinberge und Olivenhaine sind da und dort zu sehen, aber so recht einsam wird die Gegend nicht. Im Gegenteil: links wächst die große Häusergruppe von Frascati aus dem Boden, vor uns stehen Villen und Häuser, rechts wird Rocca di Papa sichtbar, das sich an den Monte Cavo schmiegt. Es ist doch alles recht anders als im finnischen Valamo. Wie weltabgeschlossen lag das Kloster (inmitten der Inselgruppe!). Von der nächsten Stadt, dem mäßig bedeutenden Viborg, mußte man fünf Stunden mit dem Zug und dann noch zweieinhalb Stunden mit dem Schiffe fahren. Hier bringt uns der elektrische Vorortzug in drei Viertelstunden aus dem Ewigen Rom bis

fast vor das Tor des Klosters. Warum denkt man wohl droben in Karelien nicht an die Wechselfälle der Geschichte, an denen es doch auch in Valamo nicht ganz gefehlt hat? Hier aber kann nur ein ganz flacher Allervveltsreisender sich solchen Gedanken entziehen. Dort oben wirkt das Kloster als etwas fremdartig Einsames, das uns durch sich selber ganz gefangen nimmt. Hier in Latium hingegen nimmt uns vor allem die Umwelt gefangen – die Albanerberge, der heitere Himmel, die blühende Natur, die aus jeder Hecke und jedem noch so ländlichen Gesicht hervorblickende uralte Kultur. Wir müssen uns wieder sammeln, um uns dem Kloster zuzuwenden. Wir wunderten uns gar nicht, in Valamo einen stillen Einsiedler zu sehen, der des Abends Wasser aus dem See schöpfte, um dann, ohne sich um das vorbeifahrende laute Schiff der Besucher zu kümmern, zu seinem Heim auf dem Felsen zwischen den Bäumen hinanzusteigen. Hier aber erwarten wir keineswegs, einem Eremiten zu begegnen, dem wir uns demütig und segensheischend nahen müßten. Ein dumpfes unbewußtes Bangen haben wir in uns, es möchte die uralte Abtei sich in nichts von einer modernen Klostergemeinschaft unterscheiden.

Aber kaum daß wir auf einer festen Brücke das tief eingeschnittene Bachbett der Acqua Giulia überschritten und durch ein altes Tor das Klostergelände betreten haben, nimmt uns der Zauber der Geschichte gefangen. Zwar liegt zur rechten Hand ein großer, freier Hof mit einem Standbilde des hl. Nilus aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts ohne sonderlichen Reiz – aber dafür erhebt sich zur Linken, gleich an dem Graben des Bachbettes, ein zinnenbewehrtes, ansehnlich hochgezogenes Kastell. Der heute stehende Bau mag wohl erst aus dem 15. Jahrhundert stammen. Aber die Abtei galt wegen ihrer beherrschenden Lage – die außerdem durch Abhänge gegen alle Seiten geschützt ist – immer als ein wichtiger strategischer Punkt. Von diesem griechischen Kloster aus zog der Normanne Robert Guiscard im Jahre 1084 dem von König Heinrich IV. von Deutschland und seinem Gegenpapst Clemens III. in der Engelsburg eingeschlossenen Papste Gregor VII. zu Hilfe, der ihn mit dem griechischen Süditalien belehnt hatte. Hier nahm Kaiser Friedrich II. in den Jahren 1241/42 seinen Standort – in der für ihn und die Kirche so schweren Zeit nach dem Tode Papst Gregors IX., der ihn zweimal gebannt hatte. Hier kämpften um 1484 und 1541 die Orfinis mit den Colonnas. Hier machten 1799 die Neapolitaner, wie einst Robert Guiscard, ihren letzten Halt, bevor sie in Rom einzogen, um diese Stadt von dem französischen Revolutionsheer zu übernehmen. Wir stehen auf einem Stück Erde, das im vollen Licht der Weltgeschichte liegt. Aber solche Punkte gibt es in Rom und um Rom in großer Zahl. Das macht diesen Fleck nicht einzigartig in der Geschichte der Kirche. Wir müssen schon weitergehen, um zu der Abtei zu gelangen, die wir suchen.

Ganz am Ende des Baues tut sich ein großes Tor auf, das in einen säulenumzogenen Hof zu führen scheint. Unter der Wohnung des Inhabers der Kloster-Kommende hindurch gelangen wir in den ersten, von drei Seiten umbauten Hof. Die Hauptgebäude des Klosters sind in der Form eines Neptundreizacks angelegt, dessen drei Spitzen durch eine nicht allzuhohe Mauer miteinander verbunden sind.

Dem Abtbau, der im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, wohl von dem Kommandatar Giovanni Colonna, errichtet wurde, entspricht auf der südlichen Außenseite der Flügel der Klostergemeinde, der so, wie er heute steht, in den Anfängen des 18. Jahrhunderts entstand. Die Mitte nimmt die Abteikirche ein, die Leo XIII. mit dem Ehrentitel einer Basilika ausgezeichnet hat. In ihrem Kern enthält sie noch den Bau des ersten, von Papst Johann XIX. 1024 geweihten Gotteshauses. Diese Kirche ist nun in der Tat ein Buch, in dem jedes Jahrhundert seine eigene Seite geschrieben hat. Man kann darin die Geschichte der griechischen Kirche in Italien, ja in gewissem Sinne die Geschichte des innern Verhältnisses der lateinischen Westkirche zur griechischen Ostkirche lesen.

Gebaut wurde die Kirche von dem heiligen Basilianermönch Bartholomäus – einem Schüler des hl. Nilus von Rossano. Von diesem letzteren gibt es ein kurzes, gut geschriebenes Lebensbild in der von Konrad Kirch herausgegebenen Sammlung »Helden des Christentums«. Als der 95jährige Greis Nilus von Serperi bei Gaeta, wo ihn Kaiser Otto III. besucht hatte, nach dem damals stark befestigten Tusculum kam, das von dem übel berüchtigten Grafen Gregor I., dem Vater der nachmaligen Päpste Benedikt VIII. (1012–1024) und Johann XIX. (1024–1032) beherrscht wurde, nahm er zuerst Wohnung in einem von griechischen Mönchen besiedelten Kloster der hl. Agatha. Es gab in jener Zeit mehrere griechische Klöster in und um Rom, z. B. S. Saba auf dem kleinen Aventin oder S. Anastasius bei Tre Fontane vor den Mauern. Nilus erhielt von Graf Gregor das Grundstück, auf dem sich noch heute die Abtei befindet; dorthin folgten ihm außer seinen Schülern auch die Mönche von S. Agata. Zwei Monate später starb er, nachdem ihn seine Mitbrüder in die dafelbst notdürftig errichtete Kirche gebracht hatten, denn »ein Mönch soll«, so pflegte er zu sagen, »wenn nur immer möglich, in der Kirche sterben«. Entsprechend seinem letzten Wunsch, wurde er im Boden dieser Kirche begraben, und sein Grab ist, wie er es ebenfalls wünschte, unbeachtet geblieben. Aber seine letzte Gründung, gleichsam sein der lateinischen Kirche vermachtes Erbteil, steht bis heute. Von der Magna Graecia, die damals schwer unter den mohammedanischen Sarazenen zu leiden hatte, um nach nicht sehr langer Zeit in die Gewalt der germanischen Normannen zu fallen, ist bis auf einen kleinen Rest nichts übrig geblieben. Grottaferrata aber hat sich bis heute erhalten, trotz Plünderung und Eroberung durch fremde Horden, trotz zeitweiliger Verödung infolge der Flucht der Mönche. Diese Abtei hat eine providentielle Aufgabe mit auf ihren Weg durch die Jahrhunderte bekommen.

Die Kirche liegt zu ebener Erde. Ihr vorgelagert ist ein doppelter Narthex; der äußere wurde in den letzten Jahren für Luft und Licht geöffnet. Man blickt von dort aus auf einen zierlichen Brunnen, der für die Wasserweihe am 6. Januar dient. An diesem Feste der »Erscheinung des Herrn« feiert die griechische Kirche die Offenbarung der Gottheit Christi bei der Taufe im Jordan: ein Motiv, das sich auch in manchen frühchristlichen Apsis-Mosaiken römischer Kirchen findet.

Aus dem äußern Narthex tritt man in die innere Vorhalle. Hier nimmt den Blick unmittelbar das prächtige Hauptportal der Kirche gefangen. Der offizielle

Name dieser Monumentaltüre ist bei den Griechen, vielleicht mit Erinnerung an den Tempel zu Jerusalem, »die prächtige Türe«. Sie stellt den Mönchen in geheimnisvoller Weise die Jungfrau Maria dar, die ja auch die Lateiner mit dem Ehrentitel »porta salutis« schmücken. Die Türflügel aus Kastanienholz stammen wohl noch von dem ursprünglichen Bau des Bartholomäus. Über dem Portal befindet sich ein später restauriertes Mosaik aus der Gründungszeit, das Christus, den Herrn, mit der Jungfrau und dem hl. Johannes darstellt. In der Hand hält der Herr ein offenes Buch, in dem auf griechisch zu lesen ist: »Ich bin die Türe; wenn einer durch mich eintritt . . .«, vor ihm kniet in kleiner Gestalt und ohne Nimbus der Mönch Bartholomäus. Der Türrahmen aus Marmor ist mit Vögeln und Akanthoslaub verziert; an den beiden Seiten ruht er, ähnlich wie am Hauptportal der Klosterkirche von Frauenschmiedsee, auf zwei Tieren, die wohl die unterjochten bösen Geister darstellen. Auf dem oberen Querbalken ist eine Inschrift, wie sie sich auch am Eingang der Kirche des Vorläufers in Konstantinopel befand: »Die ihr eintretet in das Haus Gottes, laßt fahren die Trunkenheit eurer Sorgen, denn drinnen werdet ihr gnädig finden den ewigen Richter.« Durch dieses Tor betrat im Jahre 1045 nach einem wild bewegten Pontifikat auf Einladung des heiligmäßigen Abtes Bartholomäus hin der letzte der drei Päpste aus dem Hause der Grafen von Tusculum, die im 11. Jahrhundert den päpstlichen Stuhl innehatten, nämlich Benedikt IX. (1033–1044), das Kloster. Hier fand er Befreiung von der »Trunkenheit seiner Sorgen« und Sicherheit vor seinen Feinden, die den freiwillig zurückgetretenen Papst in den letzten Tagen des Jahres 1046 auch ihrerseits absetzten, nachdem sie schon am 20. Dezember 1046, auf der Synode von Sutri, zwei andere »Inhaber« des päpstlichen Stuhles zum Rücktritt veranlaßt hatten.

Es ist der Mühe wert, dieses Tor genauer zu betrachten, aber der Anblick des Innern der Kirche ist im ersten Augenblick eine große Enttäuschung. Von dem ehemaligen dreischiffigen Bau, dessen überhöhter, auf altrömischen Säulen und Bogen ruhender Lichtgaden mit vielen Bildern geschmückt war, ist bis auf die Triumphbogen nichts mehr zu sehen. Der Sängerchor, der sich ähnlich wie in S. Clemente oder S. Sabina im Mittelschiff befand, ist verschwunden. Breite Pfeiler, aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, welche je zwei der alten Säulen umschließen, lassen nur schwaches Licht in die Nebenschiffe gelangen. Eine der üblichen, überreich ausgestatteten Holzdecken schließt den Raum nach oben ab. Darüber, somit für den Besucher im allgemeinen unsichtbar, befinden sich noch einige Reste einer sehr frühen Bemalung. Es fällt vor allem eine Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit auf. Auf dem Schoße des Vaters sitzt der Sohn in kleinerer Gestalt. In seiner Rechten hält er die Taube, das Symbol des Heiligen Geistes. Ihr Nimbus aber berührt gleichzeitig die Rechte des Vaters. Beide Formulierungen der Lehre der Trinität finden sich in diesem Bilde dargestellt, die griechische und die lateinische. Ähnlich stellt die russische Ikon der Vaterschaft den Sohn als Kind auf dem Schoße des Vaters sitzend dar; aber entweder ist die Taube über dem Kopf dieses Kindes auf der Brust des Vaters gemalt, oder sie fehlt ganz. Die Malereien des Triumphbogens wurden wohl im 12. Jahrhundert in Mosaik

nachgeführt, zu eben jener Zeit, als auch der Glockenturm nach der Art so vieler anderer römischer Glockentürme errichtet wurde.

Das Chor der Kirche wird gegen das Mittelschiff abgeschlossen durch eine von Kardinal Farnese 1577 gebaute Art von Mauer, in deren Mitte sich ein altes, von Gregor IX. zwischen 1227 und 1241 dem Kloster geschenktes Marienbild befindet. 1665 wurde dieser ganze »Ikonostas« von Kardinal Barberini prachtvoll erneuert. Wenn man eine Rokoko=Altarwand mit ihrem Bildblatt und den beiderseitigen Türen irgend einer oberbayerischen Landkirche in das schwere römische Barock des 17. Jahrhunderts überlegt, dürfte man sich eine Vorstellung von dem Eindruck machen können, der sich dem Beschauer aufdrängt. In der Mitte unter dem Bilde hatte der Kardinal einen lateinischen Altar anbringen lassen. Was sollte ein griechisches Kloster mit allen diesen Dingen! Aber was hatte auch in jenen Zeiten das griechische Christentum in Latium zu bedeuten? Wäre es nicht einfacher gewesen, die ganze Kommende in ein lateinisches Kloster umzuwandeln? Reiche, natürlich lateinische Paramentengaben veranlaßten die Mönche jener Zeiten, sich beim Gottesdienste dieser Geschenke zu bedienen. Zwar verwandten sie nach griechischer Art stets gefäueretes Brot beim Gottesdienst; auch feierten sie ihre Texte im großen ganzen nach den altüberkommenen Heiligenberichten – aber im übrigen waren sie selbst damals weder richtig griechisch noch richtig lateinisch gesinnt.

So blieb es im allgemeinen die lange Zeit hindurch, da die Abtei als Kommende vom Römischen Stuhle vergeben wurde, also bis zur Französischen Revolution. Zwar wurde der griechische Charakter schon 1608 erneut betont, als nach 140 Jahren Pause wieder ein Abt aus der 1574 im Westen neu gegründeten Basilianerkongregation die innere Leitung des Klosters übernahm. Dieser neue Anfang mag mit den kirchlichen Unionsbestrebungen in Polen und Litauen zusammenhängen, denn es konnte für die Kirche nur dienlich sein, einen Orden der ostkirchlichen Art auch im Westen zu besitzen. Wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß die Basilianerregel nicht einer Ordensregel der lateinischen Westkirche gleicht. Sie besteht, so wie sie vom hl. Basilius her stammt, nur aus einer längeren Reihe von asketischen Anweisungen und Antworten des Heiligen auf vorgebrachte Fragen. Jedes Kloster, das sich durch Errichtung abhängiger Metochien entfernt zu einer »Kongregation« im westlichen Sinne auswachsen konnte, mußte darüber hinaus noch sein eigenes Typikon (Statuten) haben.

Die Abtei nahm seitdem, wenigstens zeitweise, eine bedeutendere Stellung im kirchlichen Leben ein; aber etwa 1836 erlosch auch die neue Abtreihe wieder. Man erkennt aus diesem Auf und Ab nicht nur das wechselnde Interesse Roms, sondern auch das Anwachsen oder Abnehmen des italo-griechischen oder italo-albanesischen Elementes in Süditalien, denn von dorthher mußte ja vor allem der Nachwuchs für das Kloster kommen. Pius IX. ernannte am 24. Dezember 1869 einen neuen Abt für Grottaferrata, nachdem er im Jahre vorher alle Orientalen zu dem für das Jahr 1870 angekündigten Konzil im Vatikan eingeladen hatte. Dieser Aufschwung hat in gewissem Sinn bis heute angehalten. Am 17. Januar 1901 er-

hielt die Abtei neue, dem griechischen Charakter entsprechende »Monastische Regeln, in denen die Anweisung des hl. Basilus nach Art von Constitutionen angeordnet sind.«

Schon seit langem ist der lateinische Altar verschwunden, und durch die Barockwand sind die »königlichen Türen« gebrochen worden. Neben dem alten Marienbild in der Mitte wurden andere Bilder angebracht, so daß das Ganze, jedenfalls mehr als früher, einem Ikonostas ähnelt. Hinter diesem neugewonnenen Ikonostas mit seinen nunmehr drei Türen wurde ein quadratischer, freistehender Altartisch aus Stein errichtet und so die ehemals leerstehende Apsis zum Altarraum geadelt. Die lateinischen gestifteten Meßgewänder machten griechischer Kleidung Platz. Ebenso wurden aus der Liturgie alle Latinismen entfernt und das tägliche Leben im Ablauf seiner 24 Stunden, sowie im Fortschreiten des Kirchenjahres dem griechischen Lebensrhythmus angepaßt. Es ist in Grottaferrata also das geschehen, was Papst Pius XI. dem neuernannten Haupte der Kongregation für die orientalischen Kirchen, Kardinal Tisserant, überall als Aufgabe stellte.

Ein gewisser Unterschied ist diesem italienischen Basilianerkloster jedoch geblieben, wenn wir es mit seinem nordrussischen Schwesterkloster in Valamo vergleichen. Zwar haben beide die koinobitische »Regel« des Heiligen, auch lehnen beide die Idiorhythmie ab, vermöge deren jeder einzelne Mönch mit einer ihm zugewiesenen Geldsumme für sich sorgen kann und muß. Aber im Gegensatz zu den griechischen und russischen Klöstern ist Grottaferrata, schon allein deshalb, weil es in Italien gelegen ist, nicht durch die lange nach der Kirchenspaltung einsetzenden Stürme des von Palamas inaugurierten asketischen und theologischen Hesychasmus im 14. Jahrhundert hindurchgegangen. Ebenso wenig hat es, getreu dem Geiste des koinobitischen hl. Basilus, das frühchristliche, hesychastische Einsiedlerwesen übernommen. Man findet also in Grottaferrata kein Hauptkloster, in dem die Verwaltung und die Werkstätten sich um die Großkirche der Klostergemeinde scharen, während in der Entfernung von einigen Kilometern Skiten liegen, welche die »Asketen« bergen, denen dann hier und dort verstreut Einsiedeleien beigeordnet sind, in welcher »Hesychasten« ihrem »Werk des ständigen Betens« obliegen. Diese vom »Hesychasmus« bestimmte Abart der Basilianerregel ist in Italien niemals heimisch geworden. Es gibt darum auch in Grottaferrata nur einen und nicht übermäßig großen Klosterbau mit der eben beschriebenen alten Kirche. Immerhin ist der Gedanke eines Sichzurückziehens zum Zwecke intensiveren, keineswegs hesychastischen Gebetes, auch in den Orden der Westkirche heimisch. Unsere Exerzitien sind eine westliche Abart dieses frühchristlichen ostkirchlichen Einsiedlertums. Weil aber dieses westliche »Einsiedlertum« doch stets nur kurz andauert und als Vorbereitung auf das tätige Leben dient, wird dafür auch keine eigene Weihe, etwa durch Übernahme des großen Schimas, erfordert. Über den Stand der Mönche hinaus, die das einfache Schima tragen, wird es also im ganzen Westen keinen Stand der »Vollendeten«, der »engelgleichen Heiligen«, der »Hesychasten« geben.

Eine weitere im Verhältnis zur eben genannten viel äußerlichere Eigentümlich-

keit scheidet noch die beiden Klöster. Um den innern Aufbau des nordrussischen Infelklosters zu verstehen, muß man unten bei der Masse der Mönche beginnen. Es sind im Grunde genommen lauter Laien, die sich in der Weltabgeschiedenheit Gott weihen wollen. Ähnlich wie es zu Beginn im Jesuitenorden Brauch war, erwarten sie die Bestimmung des Obern, der sie entweder für immer dem Laienstande oder dem Priestertum zuweist. Nur einige Laien werden in Valamo Diakone oder Priester. So ist es ja noch heute in manchen krankenspflegenden Bruderkongregationen der Westkirche Brauch, daß einige ihrer Mitglieder – freilich unverhältnismäßig weniger als in Valamo – das Priesteramt übernehmen. Daraus ergibt sich aber, daß der Studienbetrieb in Valamo nicht den Raum einnehmen kann, den er im Westen beansprucht.

In Grottaferrata muß man, um das Kloster zu verstehen, beim Ziele beginnen, und dieses Ziel ist das Priestertum. Mit Ausnahme der für den Hausdienst unumgänglich notwendigen Laien sollen alle Inassen Priester sein. Somit nimmt das vorbereitende Studium eine ganz wesentliche Stelle ein. Es wird ihm nicht nur viel mehr Zeit gewidmet, auch die ganze Art des Studienbetriebes ist viel intensiver als nach Ausweis der Studienbücher in Sordovala am Ladogasee, wo die Kleriker von Valamo vor ihrer Priesterweihe studieren. Man wird sich in Italien viel mehr dem Studium der begriffsklaren Dogmatik als dem der »geruhigen« Theologia amoris etwa Isaaks des Syrers widmen. Aus dieser Einschätzung des Priestertums als Endziel des Ordenslebens ergibt sich auch die Tatsache, daß der Stand der Diakone als solcher nicht vertreten ist. Ebenso wenig kann einer wie in Rußland sein Lebtag lang im Stande der Novizen verbleiben.

Über diese innern Unterschiede und Gemeinsamkeiten hinaus haben aber die beiden Klöster doch auch ein äußeres Gemeinsames: Ebenso wie Valamo, seit der russischen Revolution, für seinen Nachwuchs nur auf die rund 80 000 orthodoxen Karelier und Finnen rechnen kann und somit notwendig an Zahl seiner Bewohner weiter abnehmen muß, kann auch Grottaferrata schon seit langen Jahrhunderten nur auf die in Kalabrien und Sizilien ansässigen, heute etwa 40–50 000 zählenden, Italo-Albanesen rechnen. Darum ist die Zahl der Priestermonche, ganz abgesehen von andern Ursachen, die den Unterhalt einer größeren Zahl von Klosterinassen unmöglich machten, stets klein geblieben.

Das Kloster war nicht imstande, gemäß dem Wunsche des damaligen Patriarchen von Venedig, Giuseppe Sarto, dort ein Metochion zu übernehmen, ebenso mußte es sich der ihm angetragenen Leitung des »Griechischen Kollegs« in Rom versagen. Es hat in der Ewigen Stadt nur ein kleines Haus mit einem dem hl. Basilios geweihten Kirchlein in der Via San Basilio. Seit kurzem aber hat es in Kalabrien, im Gebiet der von Pius XI. neu geschaffenen italo-albanesischen Diözese Lungro ein nicht sehr großes »Priorat« errichtet. Und man kann auch im Kloster merken, daß dem Ritus der Italo-Albanesen unter dem jetzigen Pontifikat Achtung und Förderung zuteil wird. Nicht nur die Zahl der Novizen hat sich vergrößert; auch die vorbereitende Schule im Kloster hat eine viel bedeutendere Schülerzahl aufzuweisen als vor etwa zwanzig Jahren. Der Lehrerstab hat an

Zahl und wissenschaftlicher Bedeutung zugenommen. Es möchte mir scheinen, daß trotz der für karelische Verhältnisse guten Ausstattung die »Apostolische Schule«, wenn man sie so nennen darf, am Skit Jerusalem in Valamo den Vergleich mit der entsprechenden Schule in Grottaferrata nicht aushalten kann.

Auch aus dieser Einschätzung der intellektuellen Betätigung folgt, daß das Kloster zu Grottaferrata nicht ein in sich »ruhendes« Ganze bilden kann. Es wird nicht nur durch seine innere und äußere Abgeschlossenheit und biegsame »Ruhe« Menschen an sich ziehen, wie dies die russischen Klöster oder in geringerem Maße etwa die Trappisten und die Kartäuser der Weltkirche tun. Das Kloster wird vielmehr bewußt auf die Umwelt Einfluß zu gewinnen suchen; freilich wird es dabei keineswegs die Art der »apostolischen« Orden der lateinischen Kirche übernehmen. Aber durch die angeschlossene Druckerei, durch seine Werkstätten zur Herstellung von Ikonen, durch seinen liturgischen Chor, der den altgriechischen Neumenchoral sowohl wie den ins moderne Oktavsystem überetzten liturgischen Gesang pflegt, durch seine bedeutende Bücherei, deren Bestände meistens dem 18. Jahrhundert entstammen, sowie mit seinen Handschriften- und Frühdruckzimmern, in denen sich Palimpseste und Manuskripte aus dem 11. Jahrhundert befinden, will das Kloster im lateinischen Westen, vor den Toren der Stadt des Papsttums, ein Hort des im Rahmen der Gesamtkirche dem Lateinertum gleichberechtigten griechischen Brauchtums sein. Die Mönche stehen aber auch in freundschaftlichen Beziehungen zu manchen Klöstern des eigentlichen Griechenlands. Inwieweit das Bemühen von dauerhaftem Erfolg begleitet sein wird, ist schwer zu sagen. Das hängt ja wahrhaftig nicht nur vom guten Willen der Klosterinsassen ab. So viele äußere Umstände der West- und Ostkirche haben darauf Einfluß. Die Tatsache aber, daß die Stiftung des hl. Nilus von Rossano trotz der häufig größten Ungunst der Zeitumstände sich ein selbständiges Eigen-dasein bewahrt hat, läßt auf eine fruchttragende Zukunft hoffen. Ohne irgend ein auch noch so schwaches Verdikt über den asketischen Hesychnasmus zu fällen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß einmal ostkirchliche Mönche dem Kloster dankbar dafür sein werden, daß es seine rein koinobitische, nicht hesychastisch beeinflusste Tradition treu durch die Jahrhunderte bewahrt hat.

Katholische Kulturschau

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Tagung für ostkirchliche Theologie in Athen. Seit dem Konzil von Florenz im 15. Jahrhundert waren die Theologen der von Rom getrennten Kirchen des Ostens niemals mehr zu gemeinsamen Beratungen vereinigt gewesen. Da gaben die von protestantischer Seite ins Leben gerufenen Kongresse der sog. Ökumenischen Bewegung, die ja im vergangenen Sommer in Oxford und Edinburgh wieder eine ihrer einflußreichen Tagungen hielt, im Jahre 1922 dem grie-